

Das Schwarze Rennen

ZEITUNG DER SCHUTZSTAFFELN DER NSDAP
Organ der Reichsführung

Verlag: Franz Eher Nachf. GmbH, Zweigniederlassung Berlin
Berlin SW 68, Zimmerstraße 88. Fernzur: 11 00 22. Postcheckkonto: Berlin 4454. Anfragen
der Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88-91. Anzeigenpreise laut Auflage. Preisliste



Bezugspreise: Durch die Post bei reicher Zustellung ins Haus durch den Briefträger 60 Pf.,
durch Streichband monatlich 95 Pf., Ausland mit ermäßigtem Porto 80 Pf., übriges Aus-
land RM. 1,05. - In Groß-Berlin erfolgt Zustellung durch Zustträger unserer Zweigstellen.

Nichtstun

ist unanständig

Der Krieg beansprucht die Nerven eines Volkes auf mannigfache Arten. Zu den großen Belastungen gesellen sich die kleinen. Die großen werden meist gerne getragen, denn man kennt ihre Ursachen und ihren Nutzen. Von den kleinen wollen aber die wenigen Menschen etwas wissen. Sie sagen: wenn nur der kleine Ärger nicht wäre! Sie meinen, der kleine Ärger wäre ebenso vermeidbar wie nutzlos.

Sollte es nicht angebracht sein, einmal eine Linse in den kleinen Ärger einzuladen? Das Schlagwort „Mensch, ärgere dich nicht!“ ist ein Aufruf zu spieleriger Abtapselung und Selbstgenügsamkeit, das ist etwas für Hagestolze und Einzelgänger, denen alles wurst ist, wenn sie ihm nur aus dem Wege gehen können.

Für den Gemeinschaftsmenschen aber ist der Zwang, mit dem täglichen Ärger innerlich wie äußerlich fertig zu werden, ein Antriebsmittel des Fortschritts und der Weiterentwicklung. Wenn wir den Ärger nicht hätten, würden wir noch mit Fäustchen auf die Kaninchenjagd gehen. Im Kampf mit dem Ärger wurden wir klüger und geschickter, organisierten wir unser Zusammenleben, immer dem Ziel ärgernisloser Zufriedenheit zutreffend, das wir Gottlob nie erreichen werden. Und es sind nicht immer nur die gewaltigen, großen Probleme, die den Menschen zur Tat auffordern. Die großen Notwendigkeiten zu erkennen und aus dem Wust des kleinen Ärgers herauszuholen, ist Gabe und Aufgabe der großen Führerpersönlichkeiten.

Der kleine Mann stößt mit der Nase an die näherliegenden Dinge. Hätte sich unser Volk in der Systemzeit nicht alle Tage schlecht und recht über die Dummköpfe, Unfähigkeit und Böswilligkeit der regierenden Klüngel geärgert, hätte unserer Volfsseele der Reizstoff des Ärgers gefehlt, wer weiß, ob es jemals zur befreienen Volkserebung gekommen wäre. Und dabei hat der Nationalsozialismus doch wahrhaftig Größeres erreicht als eben nur die Beseitigung ärglicher Zustände. Aber er bedurfte ihrer geradezu als des Wassers auf seine, auf unsere Mühle.

Übertragen wir diese, wenn nicht welterschütternde, so doch recht unterhaltsame Erkenntnis auf das Leben im Kriege:

Hätten wir den Ärger nicht, so würde es uns wahrscheinlich weniger gut gehen! Würde nicht ab und zu ein Marktweib von dem Verlangen geplagt, auf kriegsgewinnlerischen Bahnen zu wandeln, so würde erstens die Aufmerksamkeit der Behörde und die Kraft ihres Zugriffs erlahmen und zweitens hätten wir gar keine Gelegenheit, festzustellen, daß die große Mehrzahl der freundlichen Gebietserinnen über Kohlköpfe und Wurzelknollen sich eben doch eines friedfertigen und wohlwollenden Umgangs mit uns und unserem Leibes Notdurft beschäftigt: uns würde dann der Maßstab des Erstes fehlen und die Erkenntnisfähigkeit, daß es schließlich auch anders sein könnte. Und so bewährt sich der Ärger auf allen Gebieten des alltäglichen Lebens! Der Außenseiter, der über die Stränge Schlagende, der Tyrann hinterm Valentisch, der häbchige Bürokrat, der wildgewordene Organisator, der Schwarzscher im Luftschuhfeller und die meskernde Kassierin, die für ein Pot brauner Bohnen drei Sonder-

meldungen mit Tonuren hergeben würde, sie sind irgendwie notwendig, sie sind Salz auf unserem Brot, sie spornen uns stets zur Überprüfung und Verbesserung der eigenen Haltung an. Der kleine Ärger, den sie uns stets bereiten, beweist, daß wir uns als Ganzes im Kriege so prächtig bewähren.

Und so ist auch unsere Zeitung in vielem ein Spiegel des Alltagsärgers unseres Volkes, ohne daß man uns nachdringen dürfte, wir müssten nur das Negative suchen und finden. Wir haben die Kunst des Ärgerns nicht zum Prinzip erhoben, wir haben auch noch keinen Ärger entdeckt, wo nicht auch wirklich ein Haar in der Suppe lag, aber wir haben stets versucht, dem Ärgelichen die guten Seiten abzugeben und nützliche Erkenntnisse aus ihm zu ziehen. Und das deutsche Volk hat das auch recht gut verstanden.

Noch nie schrieb uns ein Frontsoldat in ärgellem Ton, daß wir ihm so viel Ärgeliches zu berichten hätten. Wohl aber haben sich unzählige dafür bedankt, daß wir auch Ärgernisse beim Namen nennen. Darin läge, so schrieben sie, die Gewähr, daß nichts vertuscht würde und daß man den unvermeidbaren Außenfeinden auf den Zehen bleibe.

Im Gewährenlassen, im Kleinbeigeben, in der Kapitulation vor dem Unzulänglichen läge die einzige Gefahr, die eine einmal festgestigte Volksgemeinschaft überhaupt noch bedrohen könnte. Die Disziplin einer Gemeinschaft — das weiß der Soldat am besten — kann nur in ständiger Selbstkontrolle aufrechterhalten und weiter gestärkt werden.

Also gerüstet und gewappnet, können wir uns zur Abwehrung einmal auch jene ärgelichen Zeitgenossen mit dem notwendigen verständnisvollen Blinzeln ansehen, die den Krieg in der Lüge des unbeteiligten und noch nicht einmal Eintritt zahlenden Zuschauers zu überstehen trachten. Sie sind nicht eigentlich Etappenhengste und Drüdeberger, denn auch diese Gattungen aus der Weltkriegszoologie waren auf ihre Art betrieblich und haben auf ihre Art etwas geleistet, wenn auch nicht zum Segen des Volkes.

Nein, wir meinen jenen kleinen Restbestand am Rande der Volksgemeinschaft, der nicht eigentlich bösartig, wohl aber mit der Dicke eines ausgewachsenen Rhinoceroses, mit der Taubheit eines Pflastersteins, mit der Beharrlichkeit einer Regentonie die Kunst des Nichtstuns pflegt, als hätten wir mitnichten Krieg, als ginge es mitnichten um ein Ding, das man gemeinhin unsere Zutrost nennt, und als lebten wir auf einer wonnigen Südseeinsel, wo die einzige Sorge des Menschen die sein kann, ob ihm der Baumasse die reife Banane auch rechtzeitig ins Maul werfen wird.

Wie wenig bösartig, ja wie treuerherzig diese brauen Leute in ihrer faulierhaften Unbekümmertheit sind, das erhellt gerade die entwissende Chlichkeit, mit der sie sich offen zum Nichtstun bekennen, inmitten eines Volkes, das im schwersten Kampf um seine Existenz in solidischer Bewährung und im Arbeitseinsatz der Heimat das letzte aus sich herauholst.



England muß leben — und wenn wir alle sterben
lassen müssen!

Zeichnung: Bogner

Mit feinschmeckerischem Genießen müssen wir ein Bekennnis wie dieses als selteine Kostbarkeit auf der Zunge zergehen lassen:

„Gebe jetzt Unterricht im
Statsspiel!“

Morgens ab 9 Uhr (für Damen bevorzugt).
Näheres E., Rue 70, Rufnummer 33 616.

Carlie Walch, Statmeister,
Preisträger im letzten Meisterschaftsstat.“

Wir fanden es im Generalanzeiger der Stadt Wuppertal. Und es darf uns nicht erbosen. Denn dies ist gewiß alles, was der wadere Kämpfe zum Thema Krieg zu sagen hat, und wenn wir ihn nach weiterem fragen wollten, würde er vermutlich uns nur aus großen Kinderaugen erstaunt anschauen. Wie? Noch mehr verlangt man von ihm? Wo er doch eben nicht öffentlich seine Bereitwilligkeit erklärt hat, nicht auf seinen doppelten Vorberen auszuruhen, sondern aufbauende Arbeit durch die Verbreitung des Statsspiels zu leisten? Und schon um 9 Uhr früh? Und noch dazu mit bevorzugten Damen.

Zwar, es ist anzunehmen, daß der Mann im Wohlbelebten brauchbarer Gliedmaßen ist. Ein Statmeister allein könnte verhältnismäßig krummhauset sein, auch ein Buckel würde ihn nicht stören und selbst ein Kropf hindert ihn nicht, solange er darüber in die eigenen Karten sehen kann.

Ein Statmeister aber, der noch dazu Damen bevorzugt, dürfte sich einer recht umfassenden Gesundheit erfreuen, und so ist das Angebot nicht von der Hand zu weisen, das ihm ein Betriebsführer durch unsere Vermittlung unterbreiten läßt:

„Ich mache Herrn Walch hierdurch das An-
gebot, ihn nach Wunsch ab 8 Uhr abends bis

morgens 8 Uhr oder auch von 10 Uhr abends bis 10 Uhr vormittags nutzbringend in einer wehrwirtschaftlich dringend erforderlichen Angelegenheit zu beschäftigen, wo er nebenbei noch ganz gut verdient.“

Aber wir fürchten, der Meister wird für dieses Entgegenkommen kein Verständnis aufbringen. Er wird es nicht begreifen, was man von ihm will. Er wird seine Verwunderung den bevorzugten Damen mitteilen, und er wird bei ihnen auf vollstes Verständnis stoßen.

Denn auch die Damen, die ab 9 Uhr früh nach anstrengender Nachtruhe Zeit für bevorzugten Statunterricht aufzubringen, sind von der gleichen entwissenden Treuerherzigkeit. Sie schließen nicht etwa verschämt an den Hauswänden entlang, wenn sie zum Statsspiel, zur Modeberaterin oder zur Gesichtskonfektion gehen, sie tun das durchaus selbstbewußt schreitend und mit in der leichten Brüder schauenden Hüften. Denn ich bitte sie, womit soll man seine Zeit verbringen, heutzutage, wo die Punktkarte nur für einen Eintauf im Sahne reicht und das Auto ausgebaut ist? Und wo es heutzutage so schwer ist, seine gesellschaftlichen Pflichten zu erfüllen, da man den Leuten nichts bieten kann? Im Notfall gibt man in der „Neuen Augsburger Zeitung“ eine Anzeige auf wie diese:

Gebildete junge Frau
21 Jahre, sucht Anschluß an ebenjolle,
zwecks gemeinsamem Verbringen der
Nachmittagsstunden. Offerten unter
34359 an die Anzeigenabteilung.“

Dann bleibt nämlich nur noch die Frage offen, was man mit dem angebrochenen Abend anfängt, und da hat sich immer noch ein Rat gefunden.

Auf auf die eine Idee, daß man schließlich vielleicht und am Ende auch arbeiten könnte

so ganz einfach arbeiten, wie ungezählte Frauen arbeiten müssen, auf die kommen sie nicht.

Eine Angestellte, die zur notwendigen Erholung für zwei Wochen nach einem bekannten Winterkurtort verschickt worden war, erzählt uns, sichtlich erschüttert, merklich verärgert, von Gesprächen, die sie in aller Öffentlichkeit auf der Straße, in Verkehrsmitteln, auf den Tribünen der Sportplätze gehört hat: „... also, man hat jetzt ein paar Wochen lang die großen Veranstaltungen miterlebt, nun wird es in G. allmählich langweilig. Aber drüber in G. da ist noch etwas los wegen der höheren Lage, da wird man den Nachwinter noch ganz annehmbar verbringen. Indessen wird es Zeit, nach B. zur Frühlingskuri zu gehen. Der Sommer kommt so schnell, wenn man nur schon wüste, wohin die Sommerreise gehen soll? Aber du weißt ja, Kurt ist so schwerfällig, eh? der sich entscheidet, sind die besten Dinge schon besetzt. Da, man hat seine Sorgen, und die Müller ist mit dem Frühlingskomplet, du weißt ja, das getupft, schon wieder nicht fertig geworden. Heute redet sich ja alles auf den Krieg aus!“

Eine Geisteshaltung

Ja, liebe kleine Angestellte, die ihren diesjährigen Urlaub nun schon hinter sich hat, da greift du dir an den Kopf. Wir uns auch, aber wir können dir ergänzend verraten, daß die so entwaffnend selbstverständliche Kultur des Nichtstuns nicht allein bei den sogenannten höheren Schichten blüht, „die sich das leisten können“. Die Faulheit, die Geistestrübe und Indolenz ist überhaupt keine Frage des Sich-Leisten-Könnens, der Geldbeutel bestimmt nur ihre Auswirkung nach außen. Wer ausgedonnert nach leichtem Schick den Berliner „Kudamm“, die Kärtner Straße und die Kurpromenaden bevölkert, wird natürlich auffälliger und ärgerlicher. Über das Nichtstun nimmt im Spieghertum nicht anders, wenn der Mann nur seine seite Position und die Frau „es nicht nötig hat“, noch besser, wenn sie irgendwoher eine Rente bezieht, am allerbesten, wenn sie „schuldlos geschieden“ ist und glaubt, daß sie nun für alle Zeit damit zugleich ein Privileg zum Nichtstun besitzt. Das ist dann ein Kapitel für sich, das im Volke heute ausgiebiger denn je als Argernis erörtert wird.

Es ist nun nicht etwa so, daß wir alle diese prächtigen Musterexemplare zeitabgewandter Zeitgenossen und -Genossinnen etwa verteidigen und ihr Recht aufs liebe Nichtstun proklamieren möchten. Man könnte sie garnicht verteidigen, da sie sich einer Schuld gar nicht bewußt sind, sie würden selbst eine Verteidigung als Ehrenkränkung aussäßen.

Sie werden es nie begreifen, daß das Nichtstun überhaupt, erst recht aber im Kriege unanständig ist. Es fehlt ihnen die Fähigkeit, die tieferen Zusammenhänge zu begreifen, die aus der Arbeit mehr machen als das, was sie „nicht nötig haben“. Es hat keinen Sinn, sich mit ihnen auseinander zu setzen, so wie es aussichtslos ist, den Affenmenschen auf dem Rummelplatz in staatsbürgerliche Pflichten einzuführen, mag er im Standesregister auch hundertmal als „Mensch“ verzeichnet sein. Man darf sie deshalb auch nicht tragischer nehmen als sie sind.

Gewiß, sie sind gerade in ihrer Unbekümmertheit auffällig, und es geht ihnen wie den bunten Hunden, die aus der Masse immer hervorstechen; sie wirken viel zahlreicher, als sie sind. Da kann es schon vorkommen, daß einer voll ernster Besorgnis fragt: wo sollen wir nur hinkommen, wenn so viele nichts tun, wo wir doch Arbeitskräfte an allen Enden und Enden so dringend brauchen? Und ein anderer: könnte man die Nichtstuer nicht einfangen und dafür die kinderreichen Mütter von der Arbeit nach Hause entlassen?

Mein Lieber, es gibt in Deutschland Gott sei Dank vielleicht tausendmal so viele kinderreiche Mütter wie Gaulpelze von der geistlichen Art, nur daß die Mütter keinem auffallen. Nein, eine wesentliche Kraftreserve ist das nicht, es sind ja immer dieselben, die uns ärgerniserregend in die Arme laufen.

Und nun kommt der springende Punkt: weil es in Wahrheit so wenige sind, deshalb sind die Behörden des Arbeitseinsatzes nicht so heftig hinter ihnen her, wie das Volk es wünschen würde. Diese Leute einzufangen, zurecht zu stauchen, anzulernen, zur Arbeit zu zwingen und hinterher auch noch zu beaufsichtigen, das bedingt einen Aufwand, der am Ende größer ist als die Leistung, die bei solch einem „Arbeits“-Einsatz am Ende herauskommt.

Aber ärgerlich bleiben sie doch, denn Ärger ist nicht an Zweckmäßigkeit gebunden.

Und weil sie ärgerlich sind, muß man ihnen trotz allem das süße Nichtstun verleidern, auch auf die Gefahr hin, daß nichts Positives dabei herauskommt. Und sei es nur darum, weil es uns in den Fingern juckt, ein kleines Tanzchen mit ihnen zu veranstalten: wollen doch mal sehen, ihr lieben Vente, ob wir nicht doch den längeren Atem haben, ob wir euch nicht doch den Spaß verderben können; wollen mal sehen. Nicht weil wir euch belehren oder gar bessern möchten; bloß weil ihr Schönheitsfehler seid in unserem so lässig bebauten Garten; item, weil uns halt übel wird, wenn wir euch so herumstehen sehen...

Der wissenschaftliche Nachwuchs antwortet

In einer Betrachtung über Fragen des wissenschaftlichen Nachwuchses versuchten wir unter anderem die Ursache zu ermitteln, wie es kommt, daß in den letzten Jahrzehnten der Wissensdrang der Studierenden sich mehr und mehr ausschließlich auf das gewählte Fach beschränkt. In diesem Zusammenhang war auch das Wort vom „mangelnden Fleiß“ gefallen. Hieraus antwortet nun ein Frontsoldat:

Geschichtsstand, ...

Liebes „Schwarzes Korps“!

Meine Kameraden und ich haben mit großem Interesse Ihre Ausführungen „Nachwuchs für die Wissenschaft“ im „Schwarzen Korps“ gelesen. Manche Seite hat froh und gerne mitgetragen und unsere Gedanken sind einmal wieder auf den Bänken der „Uni“ gewesen.

Gerade, weil uns hier draußen der Gedanke an diese Tage so wach geblieben ist, möchten wir, denen erst hier draußen so recht klargeworden ist, wie sehr sie mit dem Studium verbunden sind, uns erlauben, Ihnen dazu ein paar Worte zu sagen, denn manches kann man vielleicht auch anders sehen als der Verfasser.

Glauben Sie mir, es gibt in unseren Tagen noch viel mehr von den Kameraden, denen ein „Universitätsstudium“ im gewissen Sinne – ich darf vielleicht einmal sagen: in Ihrem Sinne – viel näherliegt, als es scheint. Unter der Decke unserer vielbewegten Tage, dieses in diesen Zeitsäulen vielleicht noch – von uns – gar nicht übersehbaren großen Geschehens, gibt es doch mehr Studenten, die diesen Zielen zustreben, als man vielleicht annehmen mag.

Es wird immer dieser Art geistig orientierte junge Menschen geben, solange noch eine Portion Idealismus in ihnen steht, und ist nicht unsere Zeit gerade dazu prädestiniert, diesen Idealismus in jungen Menschen zu wecken und zu überdurchschnittlichen Taten anzuregen?

Sehen Sie, und das ist ein Gesichtspunkt, der die beneidenswerten Gelehrten der Jahrhundertwende von uns unterscheidet, diese Generation konnte sich einem ausgedehnten Studium hingeben und tat es auch, nicht zuletzt aber aus einem gewissen „Egoismus“ – richtig verstanden – heraus, wenn wir aber heute uns auf die Schulbank legen, wird es nicht zuletzt aus anderen Gedankengängen heraus sein. Genau so, wie wir hier draußen mit Leib und Seele dabei sind, für unser Vaterland mit der Waffe in der Hand zu kämpfen, genau so wird es uns in dem Augenblick für uns Bedürfnis, innere Pflicht sein, für das Vaterland, das für uns durch

unsere Erziehung wirklich wieder eine „res publica“ geworden ist, unser Bestes zu geben.

Wenn wir heute auf den Bänken der Uni sitzen, dann sind es nicht nur junge, lernbegierige Menschen, die da mit viel Freude den Stoff in sich aufnehmen, sondern nicht zuletzt auch Menschen, die sich sehr darüber bewußt sind, was sie als zukünftige Akademiker für Pflichten dem Staat gegenüber haben.

Und aus diesem Grunde wird es auch nicht mehr so etwas geben, was einen Sag wie „Und oft ist es Mangel an Fleiß“ rechtfertigen wird. Das sind nicht zuletzt junge Menschen, die auf Grund der Umstellung der Schulzeit von 9 auf 8 Jahre noch vollkommen unsicher zur Uni kommen, überhaupt noch nicht wissen, worum es geht und – das ist für meinen Begriff die Hauptfache dabei – von der Schule mit einem ganz minimalen Wissen entlassen werden und nun vor der Materie stehen und nicht wissen, was sie damit sollen. Da liegt nämlich für meine Begriffe der Hase im Pfeffer.

Und nun komme ich auch dahin, was uns allen der Ansatz wurde, lange über Ihre Zeilen zu sprechen. Sehen Sie, Sie haben uns mit Ihren Zeilen nachdenklich gemacht, aber von uns aus können wir nichts dagegen machen, wir müssen die uns vorgeschriebenen Wege laufen und uns nach den vorgeschriebenen Prüfungsbestimmungen richten, die ein Examen in so und soviel Semestern vorschreiben, dazu kommen noch Umstände wie wirtschaftliche Lage, Verpflichtungen den Eltern gegenüber usw. Diese Faktoren werden von Ihnen nur ganz kurz gestreift, aber sie sind für uns junge Menschen doch zwingender, als man annehmen möchte, will.

Aber das Sprechen über die Dinge bringt uns nicht weiter, man muß schon neue Gedanken an eine Sache heranbringen: Der Kardinalfehler liegt für meine Begriffe – und das ist ein Bewußtheit, das ich selber meiner Schulzeit entnehme – an der höheren Schule. Sie ist heute, wo für so viele Berufe, alle Sparten ein Abiturium mehr verlangt wird, zum größten Teil nur noch Vorbereitung zum Studium. Und diesen Zweck kann sie

nur erfüllen, wenn man endlich von dem Grundsatz abgeht, einen gewissen – immerhin hohen – Prozentsatz „hindurchzulassen“. Sie muß es sich endlich versagen, einen Massenbetrieb aufrechtzuerhalten, der in keiner Weise den Erfordernissen des praktischen Lebens entspricht, sie muß eben für die wenigen geistig besonders interessierten und begabten guten Schüler da sein, die später auch im wesentlichen den akademischen Nachwuchs stellen. Ihre Hauptaufgabe muß sein, sie mit allen nur erdenklichen Mitteln weiterzufördern. Dann wird es auch nicht mehr notwendig sein, etwa zwei Semester auf der Universität nur damit zuzubringen, den versäumten Schulstoff nachzuholen.

Ich habe einige Semester Deutsches Recht studiert und manche mathematische und kunsthistorische Vorlesung als Gasthörer besucht. Ich habe immer nur mit dem Kopf schütteln müssen – und das ohne jede Überheblichkeit –, wenn man dort aus pädagogischen Gründen gezwungen war, Primärtöpfe bis zur Bewußtlosigkeit durchzulassen.

Eins möchte ich Ihnen aber noch zum Schluss versichern: hier draußen steht eine Unzahl deutscher Studenten, junge Menschen, voll von Energie und Arbeitskraft, die mögen Ihnen Gewissheit sein, daß man in Zukunft um die deutsche Wissenschaft, um die wirklich wissenschaftlich gebildete Jugend keine Sorgen zu haben braucht. Wir haben nicht zuletzt in diesen Tagen den Wert dieser Dinge erahnt, und sie uns zu eigen zu machen, ist uns tiefstes Bedürfnis geworden.

Heil Hitler!

Hans Grabert.

*

Wir haben nie an der Arbeitsfreude der jungen Generation gezweifelt. Jedem Zweifler aber mag der oben veröffentlichte Brief eine Widerlegung sein. Was darin über die Schule geagt ist, dürfte heute kaum mehr wesentlich sein, denn sie wird sich zwangsläufig nach dem Kriege so entwölfen, daß tatsächlich den Anforderungen des Lebens in jeder Beziehung mehr Rechnung getragen wird als früher. Das erfordert schon der Arbeitseinsatz.

Lob für unsere Frauen

In keinem Krieg ist die Hilfsbereitschaft der deutschen Frau so deutlich in Erachtung getreten, wie heute. Überall hat die deutsche Frau bewiesen, daß sie als echter Kamerad des Mannes auch an seiner Stelle zu wirken versteht. Auf diese außerordentliche Bewährung hat auch der Führer erst kürzlich hingewiesen, als er am Heldenedenntag im Berliner Zeughaus erklärte:

„Auch die Heimat muß in diesem Krieg schwerere Opfer bringen als früher. Auch ihr Heldenmut trägt dazu bei, den entscheidendsten Kampf in der deutschen Geschichte zu einem erfolgreichen zu gestalten. Und hier ist es nicht nur der Mann, der sich in eiserner Widerstandskraft bewährt, sondern vor allem auch die Frau.“

Auch die Front weiß ihrer Anerkennung für die Leistungen der Frau Ausdruck zu geben. Lassen wir einen Soldaten sprechen:

„Ich habe in der Presse gelesen, daß auf Befehl unseres Führers große Heldenfriedhöfe gebaut werden sollen. Ich sehe schon im Geiste in späterer Zeit die Jugend unseres Vaterlandes in Ehrfurcht vor diesen Tempeln ihr Treuegebet verrichten. Schön. Aber wie ist es mit unseren Frauen?“

Ich bin Soldat. Im Zivilberuf Drogist und Photograph mit zwei Geschäften. Diese habe ich seit 9 Monaten verlassen. Eines ist geschlossen, das Photogeschäft wird von meiner Frau geführt.

Ich hatte es gut. Das alles habe ich verloren. Bei uns gibt's strammen Dienst, aber noch etwas anderes: Kameradschaft. Einmal Herrliches. Wir leben wie Brüder. Unseren Beruf haben wir vergessen. Wir kennen keine Sorgen. Wir wollen dem Führer helfen und siegen. – Wenn ich mich aber nach der wirtschaftlichen Leistung frage, so finde ich nicht viel Erwähnenswertes. Wenn wir morgen sterben, werden wir dann der Ehre wert?“

Ich wünsche, wer noch ein ewiges Denkmal verdient: Unsere Frauen! Die eine plagt sich im Geschäft so gut sie kann, die andere hat Haus, Hof und Vieh zu betreuen, die dritte hat 5 Kinder und größte Sorge, wer die Weinberge bearbeitet. – Alle sind in ihrer, ihnen vertrauten Umgebung, ohne sich wie wir Männer gegenseitig aufzutragen zu können. Dann packen sie nach harter Tagesarbeit nachts vielleicht auch noch ihre Sachen, weden ihre Kleinen und ziehen in den Luftschutzbunker. Krankheiten der Angehörigen regen sie an. Und wir? Mittags hat der Koch gut gekocht. Geleidet werden wir wie die Vögel des Himmels. Nein – wir haben die viele Ehre nicht verdient.“



Der „General Hitze“ dürfte den Deutschen noch zu schaffen machen! – Wem ??? –

Hauptleiter: Gunter d'Alquen
Verlag: Franz Eher Nachf. GmbH. (Zentralverlag der NSDAP) Berlin SW 68 – Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, Berlin SW 68 – Zur Zeit ist Preisliste Nr. 8 vom 1. 5. 1940 gültig.

Zum KAMPF gestellt!



Seit Beginn der Kampfhandlungen im Baltikum brannten wir Männer der Waffen-SS darauf, hier unten endlich wieder einmal mit den wahren Feinden Deutschlands, mit den Briten, zusammenzutreffen und ihnen mit der blanken Waffe in der Hand von Mann zu Mann gegenüberzustehen. Sie haben es ja in die Welt hinausposaunt, daß sie den von ihnen in den Krieg gehexten Serben und Griechen großzügigste Hilfe angedeihen lassen wollten. Aber vergeblich suchten wir an allen Teilen der Front nach den uns aus Flandern bekannten flachen Helmen der Tommies. Sie versuchten auch diesmal, als es ernst wurde, sich so schnell wie möglich mit heiler Haut aus dem Kampf herauszureißen, und verrieten ihre Bundesgenossen genau so jämmerlich, wie sie es bisher überall da taten, wo sie auf die deutsche Wehrmacht trafen. Aber die Blikvorstöße unserer Schnellen Truppen und der Waffen-SS waren so wichtig, daß sie schließlich in dem unwegsamen Gelände der griechischen Berge nicht so schnell fliehen konnten, wie unsere Truppen nachstießen. So wurden sie endlich doch zum Kampf gestellt. Sie mußten einfach kämpfen, wenn sie den eigenen Rückzug wenigstens einigermaßen decken wollten. In hartem Kampf erfuhren sie nun am eigenen Leibe das Schicksal, das alle Feinde Deutschlands erleiden müssen, wenn sie es auf eine Auseinandersetzung mit unseren Soldaten ankommen lassen. Der weite Weg, den viele von ihnen aus Australien nach Griechenland gemacht haben, führt nun weiter in die deutschen Gefangeneneinlager.

Jedem Infanteristen schlägt das Herz höher, wenn er Zeuge des einzigartigen Erlebnisses ist, wie Staffeln der Stukas böse Hornissen gleich auf die Befestigungen des Gegners herabstürzen

Aufnahmen:
W-PK-Roth

Die Briten wurden zum Kampf gestellt, aber auch sie lernten das deutsche Schwert in seiner ganzen Schärfe kennen



Die Linien des Gegners sind zerhämmt von dem Hagel deutscher Geschosse. „Feuer weiter vorverlegen!“ gilt der Ruf eines Führers in einer Artillerieabteilung der Waffen-SS



In diesem Gelände, das dem Verteidiger jeden Vorteil bietet, zu siegen, ist wahrhaftig keine Kleinigkeit; um jeden Hügel, um jede Kehre der sich windenden Päßstrassen muß gekämpft werden



Gegen die Angriffswucht der deutschen Truppen gibt es kein Hindernis. In hellen Scharen kommt der geschlagene Feind, um lieber in die Gefangenschaft zu gehen, als noch einmal den deutschen Schlägen ausgesetzt zu sein



Rechts: Die meisten der gefangenen Griechen sind froh, daß dieser furchtbare Krieg für sie ein Ende gefunden hat. Mit einer wahren Freude zerschlagen sie ihre eigenen Waffen. Kein Wunder, denn sie wissen ja wirklich nicht, wofür sie gekämpft haben

Hat Frankreich begriffen?

Der Schlagbaum schwingt in die Höhe, und während unser Wagen unter ihm hindurchrollt, grüßt der deutsche Soldat, der die Wache hält, hier an der Demarcationslinie bei dem Ortchen Orthez auf der Strecke von Bordeaux nach Toulouse—Arles—Marseille.

Ein paar hundert Meter weiter sehen wir den französischen Grenzbaum. Die Abfertigung ist kurz. Man sieht: Deutsche in dienstlichem Auftrag — bitte sehr, meine Herren, und gute Fahrt! Nicht herzlich zwar, aber vollendet höflich gibt der französische Offizier uns die Papiere zurück. Und dann sind wir im unbesetzten Gebiet, in jenem Frankreich, das außer gelegentlich der Uniform einiger deutscher Offiziere von den Kontrollkommissionen der Waffenstillstandskommission nie einen deutschen Waffenrock sah, der doch im Straßenbild der belebten Orte inzwischen alltäglich und fast selbstverständlich, auch für die Franzosen, geworden ist.

Das alte Bild

Wer dieses Land im Frieden kannte, findet hier, in der freien Zone, kaum einen Unterschied gegen früher. Iwar sind die französischen Uniformen häufiger, etwa so wie zur Zeit der großen Manöver, und man erblickt manchmal in größeren Ortschaften wohl eine Menschenschlange vor den Milch- und Fleischläden.

Aber sonst ist alles beim alten geblieben. Abends erstrahlt alles im hellsten Licht wie in Friedenszeiten, und in Toulouse schreit ein Polizist etwas wegen „lumière“ hinter uns her. Ja, der Gute ist nicht an das wenige Licht gewöhnt, das die Kappen aus den Scheinwerfern unseres Wagens durchlassen. Es ist drauf und dran, uns wegen ungenügender Beleuchtung aufzuschreiben! Kurzum, es ist, abgesehen von Nahrungsorgen, alles beim alten geblieben.

Und damit wäre die Lage im unbesetzten Frankreich bereits gekennzeichnet. Nahrungsorgen — ja. Sonstige Sorgen? Warum denn! Der Krieg ist ja noch nicht vorbei und somit also noch nichts entschieden!

Es ist selbst für einen Deutschen, der die Franzosen und ihre Psyche kennt, einigermaßen schwer, sie, die im unbesetzten Gebiet wohnen, heute zu begreifen. Und wenn man sie begriffen hat, dann kann man nur sagen:

Frankreich hat seine Niederlage weiß Gott nicht nur erlebt, sondern auch verdient. Und dies nicht allein militärisch, sondern auch politisch, wirtschaftlich und vor allem moralisch.

Zwar gestehen die Franzosen bis heute nur ihre militärische Niederlage ein; sie, die gestern noch auf so hohen politischen Rossen saßen, bringen es nicht übers Herz, mehr zuzugeben. Aber irgendwo trifft man doch einen einsichtsvollen Mann, der sich darüber klar geworden ist, daß Frankreichs moralischer Zusammenbruch nicht minder groß ist als der militärische. Und daß das Land heute an einem Scheideweg steht, der nur zwei Möglichkeiten läßt: entweder eine loyale Mitarbeit im Rahmen der europäischen Völkerfamilie (wobei die von der gallischen Eitelkeit und von sonst nichts diktierten hegemonialen Extratouren ein für allemal der Vergangenheit angehören) oder aber ein erneutes Aufbegehren gegen Deutschland und damit gegen Europa und damit das Ende Frankreichs als Nation von Rang.

Die so denken, sind, wie gesagt, die Einstichtsvollen. Die große Masse der anderen aber denkt ganz simpel so: Wir sind militärisch geschlagen worden, gewiß. Aber das hat zweifellos an unseren Regierenden gelegen, die Frankreich verkauft haben! On nous a vendu! Sonst wäre das nicht passiert. Über den Krieg ist noch nicht vorbei. England ist noch nicht am Boden, Messieurs! Das noch nie besiegte britannische Empire steht nach wir vor! Also abwarten.

Moralisch geknickt

Politisch ist es dummkopfisch, so zu denken. Das weiß in Deutschland der kleinste Bimbo. Aber sehr interessant ist diese Denkweise in geistiger Beziehung. Man weiß von den Bombardierungen französischer Ortschaften, wie Bordeaux, Marseille, Mers-el-Kebir (Oran), Dakar durch die Engländer. Und der Deutsche sagt sich gewiß, daß dies doch auf die Einstellung der Franzosen einen gewissen Einfluß gehabt haben muß.

Gescheh! Frankreichs moralisches Rückgrat ist heute bereits derart geknickt, daß der Franzose bereit ist, manchen Schimpf einzustecken, wenn es ihm dadurch nur möglich ist, seinen alten, al-

so schönen, Traum vom großen Frankreich mit seiner unerreichbaren Kultur weiterzuträumen.

Wenn ein Volk vergreist, dann äußert sich das nicht nur in der Überzahl der Särge gegenüber den Wiegen, sondern auch darin, ob der Blick der Menschen häufiger in die Vergangenheit oder in die Zukunft gerichtet ist.

Nun, der Blick der Franzosen ist heute fast ausschließlich in die Vergangenheit gerichtet. Die Zukunft läßt man an sich herankommen wie einen unangenehmen Gerichtstermin.

Bei diesen Feststellungen sind wir bereits angelangt, ehe wir alte und langjährige Freunde in der Provence aufsuchen. Wie wird der Empfang sein? Sie sind national gesinnte anständige Franzosen mit all ihren Fehlern und Vorzügen, das wissen wir. Zu ihren Fehlern aber zählt wie bei fast allen Romanen der Drang, allgemeine politische Dinge eines Staates mit dem einzelnen Angehörigen dieses Landes hundertprozentig zu identifizieren. Aus dieser Eigenschaft sind auch die geschehenen Misshandlungen von Gefangenen zu erklären sowie Angriffe auf Konsulnate und dergleichen.

Wir sind daher überrascht, als wir mit der gleichen Herzlichkeit und Galfreundlichkeit empfangen werden wie ehedem. Zwar wird in

bemegten Tönen besagt, daß man uns nicht so bewirken könne wie früher. Aber diese Klage hat keine Spize gegen uns oder gegen Deutschland, sondern man betrachtet die Lebensmittelknappheit als eine Art Nationalunglück wie ein Erdbeben oder eine Migrante.

Man wäre aber nicht unter Franzosen und noch dazu Hunderte von Kilometern von der Demarcationslinie entfernt, wenn das Gespräch nicht alsbald auf den Krieg und die Politik käme. Und von jetzt ab kommen wir aus der Verwunderung überhaupt nicht mehr heraus!

Der Krieg? Eine Schweißerei! Na, die Herren Verantwortlichen hat man ja verhaftet und festgesetzt. Zwar sieht es noch nicht so aus, als ob man ihnen ein Haar krümmen wird, aber daß man überhaupt von Verantwortlichen spricht und diese Deute nicht nur namhaft macht, sondern auch noch verhaftet, das ist für Frankreich schon ein gewaltiges Ereignis.

Weiter: die Juden? Man sagt, daß sie schuld am Kriege seien. Gut möglich, sehr wahrscheinlich sogar! Sie müssen bestraft werden, sie müssen zahlen und dürfen künftig den Franzosen nicht mehr die guten Stellen wegnehmen. Der Staat muß da mal nach dem Rechten sehen.

fun kann er auch nicht. Aber er hat doch wenigstens eine weiße Weste und noch nie gestohlen, gelogen und betrogen. Wenn offenbar auch nicht alle Leute seiner Umgebung so sind wie er, so ist doch anzunehmen, daß er ihnen rechtzeitig auf die Finger klopfen wird.

Der Krieg ist für die meisten Franzosen zu schnell vorübergegangen. Soweit sie im unbesetzten Gebiet wohnen, haben sie davon kaum etwas gemerkt. Und eine innere Umstellung hat bisher nicht stattgefunden. Sie sind genau so egoistisch und individualistisch wie früher. Eine ausgebreitete Deutschfeindseligkeit besteht nicht. Aber die hat ja eigentlich im Volk nie bestanden, wenn der Franzose als typischer Binnenländer und Stubenhocker auch von je leicht empfänglich war für jede noch so übertriebene Propaganda der Engländer und ihrer französischen Handlanger. So glauben sie heute auch unbedenkt jede englische Parole, die von den nach wie vor zahlreichen englischen Zentren an der Côte d'Azur aus rasch über das Land fliegt.

Natürlich dreht es sich fast ausschließlich um die größte Sorge des heutigen Durchschnittsfranzosen: den Brotkorb. „Nach Deutschland hat man die Lebensmittel gebracht!“ „Sie haben sie aufgekauft, um selbst dem Hungertod zu entgehen!“ „Die Franzosen müssen verhungern, daß mit die Deutschen was zu essen haben!“

Das sind die zugkräftigsten englischen Parolen, und sie werden weitgehend geglaubt, denn der Franzose hat vom lieben Gott die schöne Gabe mitbekommen, in jeder üblichen Lebenslage und bei jedem Misstand die Schuld wo anders zu suchen, nur nicht bei sich selbst. Gedankenlosigkeit und Oberflächlichkeit feiern selbst heute noch in Paris Triumph.

Gewiß, der Marshall ist ein alter Mann. Viel

müssen. Daselbst ist es mit der neuen „Fédération“ vereinigt „Les jeunes filles de France“. Eine sehr exquisite Angelegenheit.

Frankreich ist einer inneren Besinnung bisher aus dem Wege gegangen, wenigstens, soweit es mit dem Krieg nicht in Berührung kam. Es ist bezeichnend, daß das größte Unbehagen der Gedanke an die Rückkehr der Kriegsgefangenen aus Deutschland nicht allein denen bereitet, die die Schuld am Kriege tragen, sondern weitesten Kreisen.

Frankreich steht am Scheidewege. Es hat zu wählen zwischen dem Gestern und dem Morgen. Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß dies erst am Tage der Fall sein wird, da England den Gnadenstoss erhält und mit dem zusammenbrechenden britischen Empire nicht nur Frankreichs geheime Hoffnung auf einen englischen Sieg zerstört, sondern auch die ganze kapitalistisch-imperialistische Gedankenwelt, in der das französische Volk seit seinem Zusammengelten mit England, also seit vierzig Jahren, erzogen wurde.

War, wie alle Kämpfer im Westen feststellten, der Boîtu von heute bei weitem nicht mehr der des Weltkrieges, so ist der französische Bürger von heute gleichfalls nicht mehr der von gestern.

Zur Zeit Napoleons und nachher war das etwas anderes. Damals war das französische Volk das Zahl nach größte Europas. Heute steht es nur mehr an fünfter Stelle. Auch sein kultureller und politischer Einfluß ist um einige Stufen zurückgegangen. Frankreich kann daher heute nicht mehr eine ganz besondere Extra-wurst verlangen, sondern muß sich in die europäische Völkerfamilie einordnen zum Wohl Europas und nicht zuletzt zum eigenen Wohl.

Hamsterfang im Beichtstuhl

Der Ruhm jener diesseitsfreudigen Geistlichkeit, die das Erstaufstehen eines jungen Kollegen mit solchen Riesenmengen gehamsterten Lebensmittel zu feiern gedachte, daß die Hekatomben an Braten und Mehlspeisen — beschlagnahmt und öffentlich ausgestellt — das Ergötzen einer ganzen Stadt in Oberdonau herorriefen, dieser Ruhm hat den Pater Pazifikus Ströhmer aus Werfen im Gau Salzburg nicht schlagen lassen. Auch er gedachte die lästige Fastenzeit in würdiger Weise zu überbrücken und dabei der Bevölkerung auch ein Beispiel zu geben, wie man trotz Krieg und Lebensmittelkarten sein Bäcklein ungeschmälert durch die harten Zeiten steuert.

Pater Pazifikus — der Name verpflichtet ihn dazu, mit dem Krieg auf seine Weise fertig zu werden — bevölkert als letzter Mohikaner das ehemalige Kapuzinerkloster in Werfen. Von den abgezogenen Brüdern hat er nicht viel geerbt, aber das eine, das ihm blieb, gereichte seiner Vereinsamung zum Trost: auf seine Person übertrugen sich die nahrhaften Beziehungen, die vor ihm ein ganzes Kloster zu den um ihr Seelenheil bemühten Bauern der weiteren Umgebung unterhalten hatte. Und so war es denn kein Wunder, daß in der Bevölkerung alsbald das Gerücht umging, der Pater Pazifikus hamstere mehr, als er vor Gott und seinem Gewissen und selbst in Anbetracht einer staatlichen Wagniserweiterung selber aufzufressen könne. Das Gerücht verdichtete sich bis zu obrigkeitlichem Einschreiten. Die Untersuchung, nach deren Abschluß Pater Pazifikus den Segnungen einer Entzugskur im nächstgelegenen Amtsgerichtsgefängnis ausgeliefert wurde, förderte folgende „eiserne Nation“ zutage, die für einen einzigen Mann, und sei er selbst ein fülliger Mist, behördlicherseits als zu groß empfunden wurde:

150 Kilo Gett, 17 Kilo Zucker, 21 Kilo Mehl, 32 Kilo Maismehl, 5½ Kilo Reis, 58 Kilo Eierteigwaren, 8 Kilo Waschseife, 25 Stück Toiletteseife, ferner Eier, Kaffee und weitere Nahrungsmittel verschiedener Art.

Einen Teil dieses Schatzes hatte Pater Pazifikus unter einem Holzstoß im ehemaligen Kloster verstaut und dort der Verderbnis preisgegeben, vermutlich, damit das Volk durch den Genuss dieser Dinge nicht in die Gesetze gerate, sich in der Fastenzeit zu versündigen.

Die größere Menge aber fand man in der Kirche. Und als man sich nicht scheute, selbst den Beichtstuhl des Paters einer eingehenderen Visitation zu unterziehen, fanden sich darin sorgfältig gestapelt 20 Kilo Eingemachtes, die sicherlich dazu dienen sollten, den frommen Täuflingen durch die stete Versführung des Ausblicks im gottgefälligen Training zu halten.

Kirche und Beichtstuhl als Hamsterversteck sind unseres Wissens eine einzigartige Bereicherung der Naturgeschichte der Hamsterei. Doch wollen wir uns darauf nicht festlegen haben...

Erstaunliche Gedächtnisschwäche

Der ganze derzeitige Haß der Franzosen richtet sich gegen Italien. England ist man trotz allem nicht sehr gram. Die Vereinigten Staaten betrachtet man wie ein Kind den guten Onkel, der immer eine Tafel Schokolade in der Rocktasche hat, wenn man nur recht schön „bitte, bitte!“ sagt. Deutschland geißelt einen gewaltigen Respekt, der zum Teil noch aus dem Weltkrieg stammt. Bevor der gegenwärtige Krieg ausbrach, war eine ständige Redensart in Frankreich: „Es gibt nur zwei Soldaten auf der Welt: den deutschen und den französischen!“

Mit forschreitender Dauer des Krieges ist allerdings die anfängliche geradezu groteske Furcht der Franzosen vor den deutschen Soldaten verflogen, und so ganz allmählich schwint ihnen hier und da gelegentlich der Kamm. Nicht nur, daß sie rein gar nichts mehr wissen von der Rheinlandbesetzung und ihren Schreden — aus dem traditionell kurzen französischen Gedächtnis ist sogar schon die Tatsache weggewischt, daß es die Westmächte waren, die Deutschland den Krieg erklärt und nicht umgekehrt! Und deswegen dauert ihnen die Besetzung bereits rechtlich lange, zumal der erwartete direkte Angriff auf England bisher ausblieb.

So legen sie diese letztere Tatsache mit großem Vergnügen als eine deutsche Schwäche aus, zumal sie das in ihrer Auffassung bestärkt, daß

Frankreichs Niederlage ein unverständliches, unfaßbares nationales Unglück gewesen sei und Deutschland zu seinem Sieg eigentlich kam wie die Jungfer zum Kind!

Wir fahren durch eine kleine Stadt. Es ist Abend, kurz vor Sonnenuntergang. Auf dem Marktplatz stehen zwanzig junge Menschen im Kreis um einen Fahnennmast herum, die linke Faust in die Seite gestemmt, die rechte Hand mit dem Barettschläg zur Erde hält. Sie tragen eine Art Pfadfinderuniform. Nun wird unter den Klängen der Marseillaise die Fahne niedergeholt.

Das sind die „Compagnons de France“, die neu gegründete Jugendbewegung, die gemäß ihren Statuten die französische Jugend von den ewigen Vergnügungen ablenken und zu einem arbeitsamen gesunden Leben erziehen soll. Wir halten an und filmen die Szene. Als die Jungen das gewahr werden, lassen sie Fahne Fahne sein und drehen sich so weit zu uns herum, daß ihre Gesichter auch recht schön auf den Filmstreifen kommen.

Wieder ist diese Bewegung nur ein Klub, dem die breiten Volksmassen fernstehen. Die Regierung hat einen General an die Spitze gestellt, schon deswegen, weil es heute eine wahre Generalinsolation in Frankreich gibt und die alten Herren doch irgendwie untergebracht werden

Zeitgeschichte sehr schwach!

Von Potsdam aus handelt die Firma Robert Bloßfeld mit Blumensamen. Ihre Beziehungen sind weit gespannt, und nur möchte sie auch mit Abnehmern im Elsaß ins Geschäft kommen. Zu diesem Zweck gibt sie am 29. März 1941 einen Brief zur Post, der folgende Anschrift trägt:

"Monsieur L. Rühle, Horticult."

Rue de Frêne 4

Mulhouse / Ht. Rhin / France."

Natürlich ist der Monsieur L. Rühle gar kein Muschel, und er legt nicht den mindesten Wert darauf, anders denn als Herr angesprochen zu werden. Er betreibt auch keine horticulture, sondern eine Blumengärtnerei. In der Rue de Frêne liegt sein Haus schon lange nicht mehr, die Straße hat längst ihren guten deutschen Namen wieder. Und Mulhouse hat das deutsche Mühlhausen nur zeitweilig und sehr ungern geheißen. Damals lag es im Departement Haute-Rhin, aber diese Bezeichnung war wenig geeignet, den sinnvolleren Namen Elsaß zu verdecken. Und daß das Elsaß en France läge, das glauben heute nicht einmal die Franzosen mehr, denen wurde dieser Glaube vor bald einem Jahr für immer abgewöhnt. Nur die Firma Bloßfeld glaubt es noch und hält an ihrem Glauben fest.

Sie wird sich nun allerdings auf den großen Unbekannten ausreden und behaupten, sie habe das von einem Adressenverlag. Über das ist ein geringer Trost, denn wenn ein Adressenverlag schon so stumpfsinnig arbeitet, so ist doch niemand gehalten, diesen Stumpfsinn nachzubeten. Die Heimkehr des Elsaß ins Reich ist nicht unter Ausschluß der Öffentlichkeit vor sich gegangen, auch der Krieg, in dessen Folge das geschah, hat sich bis zu der Soldatenstadt Potsdam herumgesprochen, und man darf wohl sagen, daß es keinen deutschen Volksgenossen gibt, der es notfalls nicht besser wissen möchte als ein am Monde liegender Adressenverlag, daß das Elsaß samt Mühlhausen deutsches Land ist und daß dort auch längst niemand mehr wohnt, der es schmeichelhaft findet, als Monsieur angesprochen zu werden.

Aber die Beschäftigung mit den für einen Deutschen nicht ganz uninteressanten Begebenheiten der Gegenwart scheint sich nun einmal mit allzu tüchtigem Geschäftsgenuss nicht zu vertragen. Wer hinter den Geschäftshäusern her ist, hat einfach keine Zeit, von so geschäftsreichen Dingen, wie es Kriege und Siege nur einmal sind, Kenntnis zu nehmen, es sei denn, daß ein Profit dabei absteile. Und ja ist denn auch Frau Emmy Berndt, ihres Zeichens Diplomkaufmann in Berlin SO 16, Michaelkirchplatz 9, bis zum 8. April 1941 noch nicht in der Lage gewesen, von gewissen Begebenheiten auf der standinavischen Halbinsel Kenntnis zu nehmen, die damals auf den Tag ein Jahr zurücklagen. Sie schreibt deshalb, um mit norwegischen Firmen ins Geschäft zu kommen, an die

"Königlich Norwegische Gesandtschaft
Berlin W 35, Rauchstraße 11."

Seither harrt sie vergeblich auf Antwort. Ja, sie zermartert sich das diplomierte Köpfchen, was denn wohl in die Norweger gefahren sein könnte! Wetten, daß sie das Richtige nicht trifft? Vielleicht schreibt es ihr ein deutscher Soldat aus Oslo gelegentlich auf einer netten Postkarte.

Eine entsetzlich vielbeschäftigte Firma ist auch "Das Haus für feine Moden" von Lächer in München, Kaufingerstraße 5. Diese Leute haben wegen der feinen Moden das Haupt so voller Sorgen, daß sie schon seit mehr als zwei Jahren keine Zeitungen mehr lesen konnten. Mit einem Optimismus dürfen wir annehmen, daß sie die Heimkehr der Ostmark eben noch zur Kenntnis genommen haben. Seither aber reicht der Faden ab. Und so schreiben sie denn am 16. Dezember 1940 an eine

"Firma Altschul
Prag / Tschechoslowakei
Handelsaufzabrit."

Auch sie warten seither immer noch auf Antwort und können es nicht fassen, daß die Post so lange braucht, um auf der Landkarte eine Tschecho-Slowakei zu finden. Wir haben dafür etwas mehr Verständnis. Den Vogel aber schießt Martin Hillgers Verlag in Berlin W 15 ab, wenn er eine Prospektierung vom 18. März 1941 mit folgender Anschrift versiegen läßt:

"Amtliches Kreisblatt des Landkreises
Allenstein

Gazetta Olsztyńska
Allenstein-Ostpreußen".

Da muß man ordentlich Luft holen! Allenstein liegt in Ostpreußen. Als die Polen noch davon träumten, Ostpreußen zu erobern, bedachten sie die Stadt Allenstein für ihren Privatgebrauch mit dem prächtigen Namen Olsztyń. Für die in Allenstein angeblich vorhanden gewesene "polnische Minderheit"

ließen die Warschauer Scharfmacher ein Schierblättchen herausgeben, das sich "Gazetta Olsztyńska" nannte. Selbstverständlich hat es spätestens am 1. September 1939 sein Leben ausgehaucht. Und nun muß man versuchen, sich in die barocken Gedanken-gänge eines Menschen hineinzutun, der nicht genug damit, daß er im Jahre 1941 im deutschen Allenstein eine polnische Gazette vermutet, dieser Ausgeburt seiner Phantasie auch noch die Rolle eines amtlichen Kreisblattes zu erkennen! Es muß demnach beim Martin-Hillger-Verlag Leute geben, die nicht nur den polnischen Feldzug verschlafen haben, sondern obendrein noch der Meinung sind, in Allenstein regiere ein Starost, der seine Weitungen an die ortsansässige Bevölkerung in polnischer Sprache auf dem Umweg über eine polnische Zeitung erteile!

Und nun will es der Teufel, daß dieser Verlag ausgerechnet mit Wandkarten handelt, von denen er behauptet, sie blieben durch einen Er-

gänzungsdienst immer modern. Du liebe Güte! Wenn die Wandkarten des Verlages auch so "modern" sind wie die Hirne in der Vertriebsabteilung, dann dürften die allerneuesten Wandkarten ja wohl bereits die Grenzziehungen des Westfälischen Friedens enthalten!

In diesem Fall aber ist der Brief doch noch an die "richtige" Adresse gekommen, und die Antwort, die der vermeintliche Starost von Olsztyń dem Verlag erteilt, gibt nun gleich den rechten Fingerzeig, wie man den allzuviel beschäftigten Geschäftleuten auf dem Umweg über ihren eigenen Geldbeutel doch noch zu einigen Geographie- und Geschichtskenntnissen verhilft:

"Aus der Tatsache, daß Ihnen das unbekannt ist", schrieb der Landrat in Allenstein an den Hillger-Verlag, nachdem er die schöne Adresse ins rechte Licht gesetzt hatte, "muß ich ersehen, daß Sie ohne jegliches Interesse für den deutschen Volkstumstypus sind. Ich lehne es daher ab, auf Ihre Angebote einzugehen."

Gute Nachricht für Untermieter

Frau Anna Böhmer besitzt eine Vierzimmerwohnung in Berlin-Halensee. Von diesen vier Zimmern vermittelte sie die beiden kleinsten an ein junges Ehepaar. Da man aber für "möblierte" Zimmer mehr fordern darf als für leere, wurden die beiden Zimmer durch Frau Böhmer "möbliert". Das geschah auf eine Art und Weise, die wir bereits in der 16. Folge ("Untermieter — Opfer der Konjunktur") in Wort und Bild geschildert haben: Frau Böhmer stellte die Wohnung mit zwei Korbesseln, einer Wäschetruhe und — einem Bilde aus.

Mit herzlichem Dank an die Konjunktur konnte sie nun folgende Rechnung aufstellen: 120 Mark würde sie selber an den Hauswirt für die ganze Vierzimmerwohnung zahlen. Und 120 Mark bezahlten ihr die bedauernswerten Untermieter — wovon der männliche Teil als Soldat im Felde steht — für die "teilmöblierten" Brachtzimmer. So daß also Frau Böhmer auf Kosten ihrer Untermieter in den Genüß einer Wohnung gelangte, für die sie selbst keinen Pfennig aufzubringen hatte, insbesondere, da noch ein weiteres Zimmer abvermietet war. Unter diesen Umständen konnte sie sogar Großmut walten lassen und den Mietpreis für jene Zeit,

da der Mann im Felde steht, um 10 Mark senken. Nun brachte Frau Böhmer für ihre Wohnung immerhin 10 Mark auf. Oder zumindest — sie behauptete es.

Wie uns der Gefreite W., ihr Untermieter, der sich gerade auf Urlaub in Berlin befindet, mitteilte, hat eine Nachprüfung des Falles durch den Bezirksbürgermeister ergeben, daß Frau Böhmer für ihre vier Zimmer keinesfalls 120 Mark, sondern sogar nur 100 Mark bezahlt. Nun sieht die Rechnung noch schwieriger aus: Frau Böhmer wohnt nicht nur umsonst auf Kosten ihrer Untermieter, die Konjunktur hat ihr sogar ein Profit von 10 bis 20 Mark im Monat eingebracht, wozu die Miete für ein drittes Zimmer kommt.

Aber wir haben ihr die Freude gründlich verdorben. Bezugnehmend auf die Preisstoppverordnung hat der Bezirksbürgermeister die von dem Untermieter zu zahlende Miete auf 80 Mark festgesetzt (auch dieser Betrag erscheint noch reichlich hoch) und die Rückzahlung der bisher zuviel gezahlten Beträge angeordnet.

Das ist eine gute Nachricht für Untermieter, belägt sie doch, daß auch die Stieklinder des Wohnungswesens, die möblierten und halb-



"Kameraden, jedes lobende und empfehlende Wort zu diesem Buch bleibt gering vor diesen Zeichen der Zuversicht und tiefer Gläubigkeit. Nehmt alle dieses Buch in die Hand als ein lebendiges Denkmal der großen Zeit, die wir durchleben."

("Junge Welt", Heft 4, April 1941)

Zu beziehen ist das Buch für RM. 1,— durch jede Buchhandlung und den

ZENTRALVERLAG DER NSDAP., FRZ. EHER NACHF. GMBH., BERLIN

möblierten Untermieter, auf tatkräftige Hilfe rechnen können, wenn sie einem konjunkturseligen und geldgierigen Drachen in die Hände stielen.

Wie sich ein so schnelles und tatkräftiges Einschreiten der Behörde auf die Stimmung im Volke und an der Front auswirken kann, das beweist das Schreiben des Gefreiten W. an uns:

"Doch meine Angelegenheit hier in der Heimat, und trotzdem meine junge Frau sich selbst wenig in den ganzen Dingen zurechtfand, so schnell und gründlich erledigt wurde, wird für mich nur weitere und stärkere Verpflichtung sein, mich draußen vor dem Feind für eine Gemeinschaft einzulegen, in der keine Ungerechtigkeiten gegenüber dem Soldaten gebuldet werden."

Ein Holländer dankt

So stumpf, wie sich die englischen Waffen im ehrlichen Kampf von Mann zu Mann erwiesen, ist auch die Handhabung der britischen Agitation. Es gibt gar keinen Blödsinn, der von den Sprechern und Schreibern der Soldinge Churchills und Duff Coopers nicht schon aufgegriffen und einer staunenden Welt weismacht worden wäre. Ein sehr beliebtes Gebiet ist dabei die Expressum der Arbeitskräfte, die nach Deutschland verschleppt und hier in harter Fron dem Sieger dienen müssen. Ihr Los wird in den schwärzesten Farben geschildert.

Nun — auch dieses Lügengebäude wird einmal zusammenbrechen. Ganz allein. Denn die Wahrheit lebt sich selbstständig durch. Wir erhielten aus Utrecht einen Brief des Kreisschriftführers der National-Socialistische Bewegung in Nederland, der für die englischen Lügenbolde sehr ausschlußlich sein könnte.

"Unter Kamerad Peter Meurs, ein alter Kämpfer in der holl. Nat.-Soz. Bewegung, war seit vielen Jahren arbeitslos durch die Mühwirtschaft des früheren Machthabers. Nach dem Waffenstillstand in Holland meldete er sich für Arbeit in Deutschland und wurde eingestellt bei der Firma Friedrich Hentsch, Berlin-Glienicke. Sein Arbeitskontrakt ist jetzt um, und er hatte das Glück, hier in seiner Heimatstadt wieder Arbeit zu finden, worüber sich nicht nur er, aber auch seine Frau und Kinder riesig freuen. Da die deutschen Behörden das Arbeitsbeschaffungsproblem mit deutscher Gründlichkeit angeht haben, so verschwindet die Arbeitslosigkeit für gesunde Leute vollständig.

Kamerad Meurs wird seine Zeit in Berlin jedoch niemals vergessen. Und da ich deutsch kann, bittet er mich, bei Ihnen öffentlich seinen Dank auszusprechen für die herzliche und kameradschaftliche Behandlung, welche er als Arbeitnehmer bei der genannten Firma auch im Familienkreis erfahren hat. Keinen Augenblick hatte er das Gefühl, Arbeitnehmer zu sein. Eigentümlicherweise ist er aus das „ausgehungerte“ Deutschland dieser und schwerer zurückgekommen in seine Heimat, wo angeblich Milch und Butter flößt, als wie er damals fortgegangen ist. Trotz der „schweren Arbeit“. Wir alle wünschen Deutschland und dem großen Führer aller Germanen eine baldige siegreiche Beendigung des aufgezwungenen Kampfes. Heil Hitler!

Gustav Guzen."

Englands unerschöpfliche Reserven



Dieses eindrucksvolle militärische Bild entnehmen wir der amerikanischen Zeitschrift "Life". Die Unterschrift besagt, daß der Kirchendienner von der Westminster Abbey im Waffengebrauch unterrichtet wird



GEBURTSTAG im Führerhauptquartier



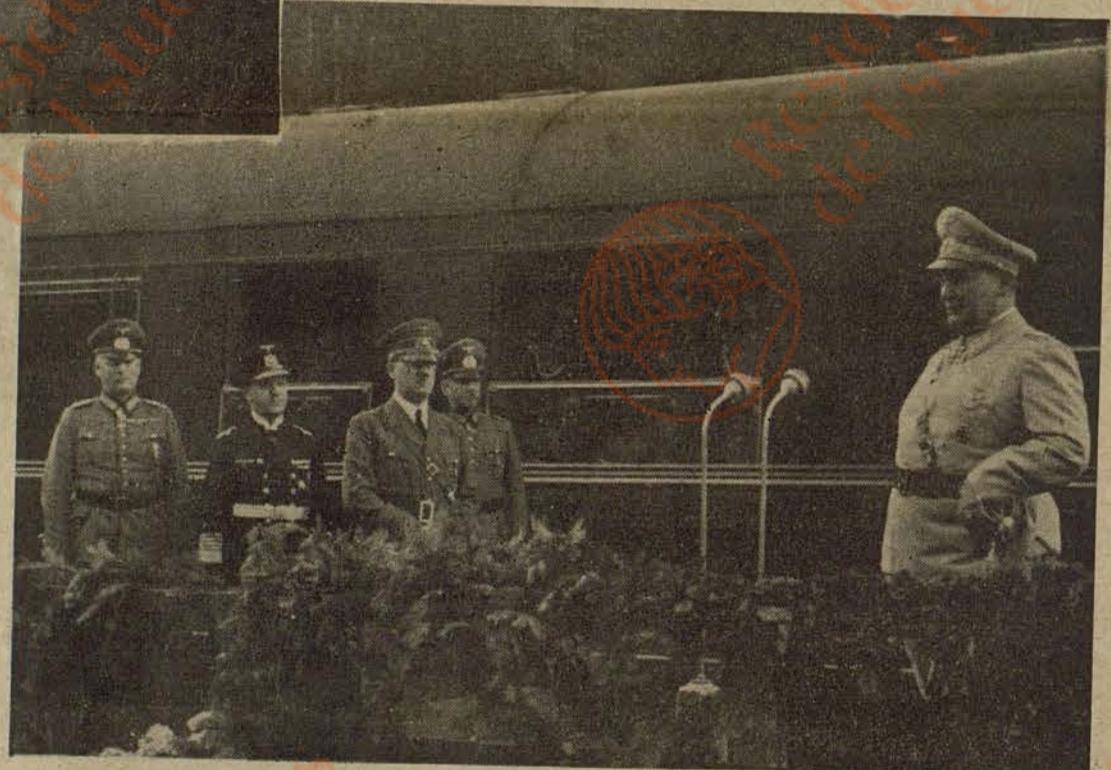
Ein Platzkonzert
unter der Führer-
standarte leitete
den festlichen
Tag ein



Der Reichsführer **ff** gratuliert dem Führer



Der Führer im Kreise
seiner engsten Mitarbeiter



Der Reichsmarschall drückt im Namen aller Soldaten die Ge-
fühle aus, die Deutschlands Wehrmacht an diesem Tage bewegen



Links: Der Führer ist
eingetroffen. In Begleitung
der Oberbefehlshaber
der drei Wehrmacht-
teile und des Chefs des
Oberkommandos der
Wehrmacht schreitet er
die Front des Begleit-
bataillons ab

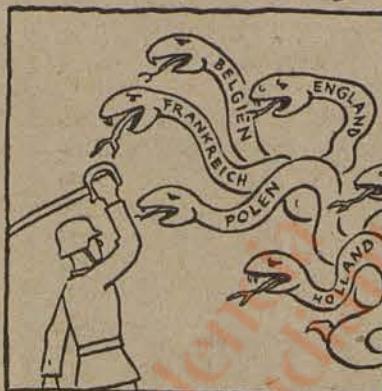
Rechts:
Der Chef des persön-
lichen Stabes des Reichs-
führers **ff**, Gruppenführer
Wolff, im Gespräch
mit Oberst Toussaint,
dem deutschen Militär-
attaché in Belgrad, der,
wie gemeldet, die Einzel-
heiten bekanntgab, wie
ff-Hauptsturmführer
Klingenbergs mit einem
Stoßtrupp von nur neun
Mann in Belgrad eindrang
und die jugoslawische
Hauptstadt in einem küh-
nen Handstreich zur
Übergabe zwang

Aufnahmen: Presse-Hoffmann, Bauer



Der 20. April ist für uns alle schon längst zu einem Festtag geworden, an dem die tiefste Verbundenheit und die Liebe des ganzen deutschen Volkes zu seinem Führer den höchsten Ausdruck erhält. Noch stärker aber als in den früheren Jahren sind die Gedanken aller Deutschen an diesem schicksals schweren Tage beim Führer, der seinen 52. Geburtstag im Führerhauptquartier begibt als einen Tag rastloser Arbeit wie jeden anderen, denn das Herz und Hirn der siegreichen deutschen Wehrmacht darf keinen Ruhtag kennen. In tiefer Ruhe eines engen Tales, dessen Hänge steil zu beiden Seiten des Schienenstranges ansteigen, hörte der Führer die Glückwünsche der Heimat und der Front aus dem Munde von Rudolf Hess und Reichsmarschall Hermann Göring. Sie gaben ihm die Verstärkung der Bereitschaft von Front und Heimat zum höchsten Einsatz und des grenzenlosen Vertrauens, wie es der Reichsmarschall mit den Worten kennzeichnete: „Sie, mein Führer, sind uns der Garant des Sieges.“

die Mythologie des 20. Jahrhunderts



Da war einmal einer, der kämpfte zuerst mit der Hydra...



Dann schmiss er einen Löwen aufs Kreuz, daß der Wüstensand nur so aufstieb...



Hierauf reinigte er in 12 Tagen den bekannten Auglassstall...



Zugleich verjagte er den gefürchteten Zentauren aus seiner Felsenhöhle



Und als er auf den Olymp kam, suchte er einen gewissen Herakles. Der war aber gefürchtet

von WALDL

Der Lumpiade letzter Akt

Hier ist ein Nachruf fällig. Im Januar dieses Jahres starb Lumpi, giftgemordet durch unbekannte Mörderhand.

Lumpi war nur ein Dackel. Es ist wahrscheinlich, daß seines Lebens Ruhm nie über die Eichensteine von Berlin-Lichterfelde-West hinausgedrungen und daß seine persönlichen Vorzüge nur bei den Dackellinen des nämlichen Reviers ruchbar geworden wären, hätte er nicht eine menschliche Widersacherin gefunden, die, begabt mit edler Streitfucht, besessen von einer besseren Sache würdigen Hartnäckigkeit und unterstützt von einem tiefshürfenden Rechtswahrer, seltenen Namen für immer den Annalen deutscher Rechtsgeschichte einverlebt.

Näheres darüber ist nachzulesen im „Schwarzen Korps“, Jahrgang 1940, Folge 32, Seite 7: „Kretschmar gegen Lumpi“.

„8. S. 5740. Beschluß. In Sachen der Frau Hedwig Kretschmar, Berlin-Lichterfelde-West, Paulinenstraße 3, Antragsstellerin, gegen den Herrn M. ... Berlin-Lichterfelde-West, Paulinenstraße 4, Antragsgegner, wird im Wege der einstweiligen Verfügung angeordnet, daß der Antragsgegner bei Vermeidung einer vom Gericht festzusehenden Geld- oder Haftstrafe dafür zu sorgen hat, daß der Hund Lumpi am Tage nicht dauernd bellt und uns dadurch stört.“

So stand es schwarz auf weiß. Und wir schrieben nebst anderem dazu, nachdem wir uns erfolgreich an die im Mittelalter so schwungvoll betriebenen Prozesse gegen Mützen, Engerlinge und Küchenhaben erinnert hatten:

„Nein, es gehört schon übermenschlicher Mut, mehr noch, es gehört ein fanatischer Glaube an die unheirbare Treffsicherheit juristischer Erwürgungen und an die selbst Allmutter Natur entwaffnende Unfehlbarkeit eigener Beschlüsse dazu, das persönliche Ansehen dermaßen gegen einen Hund Lumpi in die Waagschale zu werfen; denn was wird geschehen, wenn der Hund Lumpi, wie es der Hunde Art ist, weiter bellt? Dann stürzt entweder der Himmel ein, oder es geschieht gar nichts.“

Peinliches Verfahren

Mit einer dritten Möglichkeit, daß Lumpi von einem unbekannten Halunken auch vergiftet werden könnte, haben wir nicht gerechnet. Denn eine Niedertracht, die sich für menschliche Blasphemien an der wissenschaftlich nicht beteiligten Kreatur schadlos hält, findet sich selbst im reichen Schatz unserer Erfahrungen noch nicht.

Da aber Lumpi als Märtyrer des Hunderechts zu bellen, und zwar am Tage zu bellen, in den Himmel einging, brachte ihm ein Nachruf, der sich in seinem Sinne weniger mit seinen Vorwürfen als vielmehr mit den Nachjügen seiner Widersacher beschäftigte. Bereit, ihn in wohlgesetzten Worten zu Papier zu bringen, trafen uns die Nachricht, daß dies bereits geschehen sei, und zwar von einer Seite, von der auch Lumpi es nicht erwartet haben würde, da er doch bei Lebzeiten selbst das Opfer höchstnotwendiger Gerichtsbarkeit geworden war: von Seiten des Gerichts!

Denn die Akten Lumpi waren mit jener einstweiligen, wenn auch an eine Hundeseele unzustellbaren Verfügung noch nicht geschlossen worden. Vielmehr hatte die Dame Kretschmar gegen Lumpis Frauchen einen Beleidigungsprozeß angestrengt, weil Frauchen Lumpis Widersacherin als „Hexe“ apostrophiert haben sollte, was wiederum die Dame Kretschmar bewogen hatte, bei der Ultima ratio politischer Verdächtigung eine vermeintlich taktisch günstige Position zu beziehen. Und zum zweitenmal im Kriege mußte der Fall Lumpi

Richter und Gerichtsschreiber und gebüldiges Altenpapier bemühen! Der Richter versuchte es mit einem Appell an die Vernunft. Vergeblich — die Kretschmarpartei lehnte alle Vergleichsbemühungen ab, um der Lumpipartei eine Geldbuße von 400 Mark (für die Hexe) abzunötigen.

Über der Richter, ein wahrer Mensch, (und vielleicht auch Hund-) Kenner, stellte das Verfahren ein und bezeichnete damit der Kretschmarpartei ihr an Lumpi, am Nachbarschieden und vor den geplagten Gerichten hinlänglich erprobtes Querulantenum. Das Gericht hörte, so sagte er, das Verschulden der Beschuldigten für gering. Die Folgen der Tat seien unbedeu-

tend. Daher sei die Einstellung des Verfahrens geboten...

So kam Lumpi, gemordet, aber unsterblich, zu seinem Recht. Möge sein freudiges Gebell aus den ewigen Jagdgründen der Dackelsippe dem gütigen und weisen Richter dankbar in den Ohren erklingen. Möge er dagegen seinen Mördern Nacht für Nacht im Traum erscheinen! Eines ist nur bedauerlich an dieser Angelegenheit, und das gibt ihr grundlegende Bedeutung: daß man Volksgenossen, die auf so unbeherrschte Sturegoistische Art, nur weil sie es bezahlen können, ein deutsches Gericht in Kriegszeiten belästigen, nicht mit einer fühlbaren Strafe belegen kann.

Schimmels gefallenen Schuldner überhaupt im Gau Westmark liegt, so daß der Rekord sogar von einem Manne aufgestellt wurde, der zum Weltbewerb gar nicht geladen war.

Schimmels meldete seinen Schuldanspruch gegen den als Soldat im Felde gefallenen Schuhmachermeister Sch. aus Oberweis im Kreis Bitburg:

„Der obengenannte, zum Heeresdienst einberufene Chemann, Vater von acht Kindern unter 14 Jahren, ist gefallen, ohne vorher seine Schuld bei mir aus Lieferung von Leder und Schuhmacherbedarfartikeln für die Ausübung seines Berufes abgetragen zu haben.“

Ja, so einer war dieser Frontsoldat und Vater von acht Kindern — er fiel ohne zu fragen, ohne die vorherige Erlaubnis Schimmels eingeholt, geschweige denn seine Schulden bezahlt zu haben!

„Meine Forderung an die beiden Eheleute beträgt laut eines gegen dieselben erwirkten, rechtskräftig gewordenen und vollstreckbaren Urteils des Amtsgerichts Bitburg vom 11. Januar 1934 über 722,- RM., deren Abtragung durch die hinterbliebene Ehefrau mit ihren acht Kindern eine große Belastung bedeuten würde.“

Er merkt doch alles, der Gute! Spätestens aus dem Jahre 1933 stammt seine Schuld, wenn sie nicht um vieles älter ist, und ob sie nun zu Recht besteht oder nicht, so dürfte er sich jetzt gewiß in ausreichendem Maße überzeugt haben, daß bei dem kinderreichen kleinen Handwerker nichts zu holen war, so wie er genau weiß, daß bei der Witwe noch weniger zu holen ist. Und da die Schuld so alt werden konnte, ohne daß dem Schimmel dabei graue Haare wuchsen, wird er sie wohl schon seit Jahr und Tag abgeschrieben haben, lange ehe der Schuldner sich unterstand, ohne Schimmels Genehmigung den Helden Tod zu sterben. Erst jetzt, da er eine hilflose Witwe vor sich wünschte, wuchs sein Interesse an der uralten Forderung, und nun, nach Gauleiter Bürdels Erlaß, wird er geradezu teilnahmsvoll, um den Schimmels pakt das Mitleid mit der armen Frau, die der Schimmel so hartnäckig überwuchert.

Hat er sich gedacht

„Eine wohlwollende Behandlung dieses gewiß besonders schweren Falles“ — so schreibt er seine Epistel — „dürfte geboten erscheinen, zumal sich die Ehefrau der Tragweite ihrer Lage nicht bewußt zu sein scheint — von diesem Erlaß womöglich auch nichts weiß —, dann aber auch auf keinen meiner Briefe an sie antwortet.“

Aber es ist nicht sein Wohlwollen, an das er appelliert, sondern das des noch nicht einmal zuständigen Gaues, der Geldmittel zur Entschuldigung Gefallener bereithalte. Umgehend, so hofft er, wird man sich beeilen, ihm 722 Mark zu überweisen und damit gutzumachen, was der Schuldner versäumte, als er sich sträflicherweise dem Soldaten Tod ausgesetzt, ohne seine schon etwas schlimmlichen Schulden bezahlt zu haben. Und er hat sich nur so sehr beeilt, weil er fürchtet, daß diese Soldatenwitwe in Oberweis sich leichtsinnigerweise um ihre acht Kinder kümmert, statt selbst einen Antrag auf Unterstützung des lieb gewordenen Gläubigers aus öffentlichen Mitteln zu stellen.

Hier endet die Geschichte leider, zunächst weil der Gau nicht zuständig ist. Aber sie würde wohl auch enden, wenn er zuständig wäre. Denn um solchen Gläubigern, wie dieser einer ist, zu helfen, dafür wäre jeder Pfennig zu schade.

Wir wollen mehr tun

Zu den großen Waffentaten in Polen sowie im Norden und im Westen reichte unsere stolze Wehrmacht in diesen Tagen neuen und verganglichen Ruhm. Wiederum bewies der deutsche Soldat, daß es für ihn kein Hindernis gibt, wenn der Befehl des Führers ergangen ist. Mit heissem Herzen und voller Stolz sind die Gedanken der Heimat bei jenen, die im höchsten Einsatz und mit letzter Entschlossenheit den Sieg für Deutschland sichern.

Tage des Sieges sollen aber auch Tage des Dankes sein. Und wie lieb er sich besser abstimmen als durch die Tat! Das neue Kriegshilfswerk für das Deutsche Rote Kreuz, zu dem der Führer aufgerufen hat, wird wiederum den Beweis erbringen, daß die Heimat zu danken versteht.

Von deutschem Opfergeist — würdig der Größe unserer Zeit — gibt uns auch wieder eine freiwillige Verpflichtung Kunde, die ein Ehepaar aus Sachsen, das ungenannt bleiben will, auf sich nimmt. Wir erhielten von ihm folgende Mitteilung:

„Aus Anlaß der grohartigen Erfolge im Südosten verpflichten wir uns, im Verlaufe von zehn Jahren für zwei Kinder eines gefallenen SS-Kameraden eine Ausbildungs- und Aussteuersumme zu sparen. Rennen Sie uns bitte zwei Kinder, einen Buben und ein Mädel, irgendwo im Großdeutschen Reich, für die wir zehn Jahre lang sparen können.“

Ich denke mir die Sache so, daß die betreffende Heimatsparkasse zwei Sparbücher für die Kinder anlegt, auf die ich monatlich je 12,50 RM. (zusammen also 25 RM.) überweise. Wenn die

Blücher zehn Jahre gesperrt bleiben, ist die einzige Summe mit Zinsen auf über 21/2 Tausend Mark angewachsen, was für Ausbildungs- und Aussteuerzwecke gut angewendet werden kann.

Meine Frau und ich wissen, wie schwer es ist. Meine Ausbildung vollzog sich im Weltkrieg bei Hunger und Not (jedes Buch und Kleidungsstück mußte ich mir selbst mit Klavierstundengehren lauer ihrer Ausstattung mit ihrer Hände Arbeit selbst schaffen müssen). Deshalb wollen wir ein paar Kriegshilfs- oder Wollweisen den Weg eben helfen durch unser Opfer.

Leider sind wir nach 18jähriger Ehe noch ohne Kinder. Meine Frau hat deswegen jetzt zweimal im Hilfswerk Mutter und Kind lange Wochen die kinderreichen Familien zweier Wöchnerinnen versorgt, arbeitet ehrenamtlich in der Kreisfrauenfachleitung und hat sich auch bereit erklärt, beschränkte Zeit zur Umwidmungsbetreuung nach Litzmannstadt zu gehen. Aber das genügt uns noch nicht. Wir wollen mehr tun, wenn es auch mit kleinen Verzichten verbunden ist.

Im Falle meines Ablebens setzt meine Frau die Sparsamkeit fort. Sollte eines meiner Patenkind sterben, so verfügt „Das Schwarze Korps“ über das Buch bzw. über die Weiterführung für ein neues Patenkind.

Betrachten Sie unser Anliegen als ein bescheidenes Führergeburtstagsgeschenk.“

Unerhöptlich ist die deutsche Opferbereitschaft. Ein Volk, das von solcher Haltung beseelt ist, muß siegen!

Er fiel, ohne zu fragen

Wenn es schon ein selbstverständlicher Grundsatz ist, daß ein Frontsoldat als Schuldner von seinen Gläubigern möglichst schonungsvoll behandelt werden soll, so verdienen die hinterbliebenen eines Gefallenen erst recht äußerstes Entgegenkommen und notfalls entschuldigende Schutz. Jeder Gläubiger, der es sich wirtschaftlich leisten kann, wird den Schuldittel eines Mannes zerreißen, der durch seinen Opfer Tod für sein Volk und damit auch für ihn, den Gläubiger, schließlich mehr geleistet hat als das, was sich in flingender Münze begleichen ließe. Dafür, daß das häufig genug geschieht, haben wir auch schon viele Beispiele beibringen können. Und wenn die Gläubiger nicht verzichten kann oder wenn die Hinterbliebenen als Erben hinreichend zahlungsfähig sind, dann muß die Gemeinschaft mit besonderer Sorgfalt bemüht sein, die notwendige Entschuldigung so vorzunehmen, daß die Hinterbliebenen von drückenden Lasten und Sorgen befreit bleiben.

Diesem Gedanken dient auch die Aktion „Danke an die Gefallenen“, die Gauleiter Bürdel im Gau Westmark eingeleitet hat. Amol wirkt schmerzstillend - erfrischend - belebend! Amol armeleitergeist ab 80 Pf. in allen Apotheken und Drogerien

Sie bewegt sich nicht nur auf theoretischen Bahnen. Der Reichsgau hat vor allen Dingen selbst eine größere Summe zur Verfügung gestellt, und diese Mittel sollen dann eingesetzt werden, wenn Schuldner und Gläubiger gleichermaßen bedürftig sind, so daß Vermitteln und Zurechnen allein nichts mehr helfen könnte.

Der Nationalsozialist wird eine solche Aktion als das anpreisen, was ihr Name besagt: Dank an die Gefallenen.

Der Krämer aber sieht in ihr die Läbals für den eigenen Geldsack. Und schon sieht er darüber nach, wie er einen Teil des schönen Geldes für seine Zwecke ableiten könnte.

Herr Jacob Schimmels aus der Arndtstraße 3 zu Bonn am Rhein aber verlor seine kostbare Zeit nicht einmal durch solches Nachsinnen. Die Aktion war kaum gestartet, da traf schon sein Brief an den Gauwirtschaftsberater ein. Er schlug damit alle Rekorde! Sein Brief war überhaupt das allererste Echo, das aus dem Volke widerhallte! Und dabei muß man bedenken, daß weder Bonn noch der Wohnsitz von

Die Natur gab uns keinen Zahn zuviel. Wir müssen deshalb auch alle erhalten und pflegen.

Chlorodont

weist den Weg zur richtigen Zahnpflege

Die Waffen gestreckt



Durch die unerbittlichen Angriffe zerstört, läßt ein griechischer Armeestab den Kommandeur einer Einheit der Waffen-SS um Übergabeverhandlungen bitten



Der Kampf ruht, eine kleine Wagenkolonne fährt von Front zu Front



Links: Hunderte griechischer Soldaten stehen am Weg. Sie haben die Waffen weggeworfen, sie lachen und freuen sich, daß der Kampf für sie zu Ende ist



Rechts: Gefangener griechischer Soldat in seiner prunkvollen Uniform



Links: SS-Obergruppenführer Sepp Dietrich mit griechischen Offizieren, die die Waffenstreckung ihrer Truppen anbieten



Rechts: Der Übergabebrief ist unterzeichnet.

